

Wien. Präsident Benno Schinagl hat auf diese Frage gewartet. Was muss einer wie er mit ins Amt bringen? Jetzt lehnt er sich in seinem Fauteuil nach vorne und hebt für jede Antwort einen anderen Finger. „Erstens“, sagt Schinagl – Halbglatze, weißer Vollbart, Trachtenjanker – „muss er Menschen zusammenhalten können“. Der Zeigefinger schnell nach oben. „Zweitens, man braucht ein hohes Maß an Diplomatie.“ Mittel- und Ringfinger sind noch übrig. „Drittens, das Amt erfordert gute Kontakte zu allen Ebenen im Staat.“ Der 58-Jährige lehnt sich zurück. „Nur die Ideologie“, sagt er, „die spielt eine nachrangige Rolle.“

Das Büro des Präsidenten liegt im leerstehenden Flügel einer Kuranstalt. Drei Stockwerke darunter sprudelt Thermalwasser in ein Becken. Vor der Tür schmilzt der Schnee der oberösterreichischen Gemeinde Gallspach. Schinagl ist Präsident des oberösterreichischen Kameradschaftsbundes, des größten Veteranenverbandes im Bundesland. Hinter ihm lehnt eine gelbe Fahne aus der Kaiserzeit. „Die Restaurierung hat 30.000 Euro gekostet“, sagt er. Daneben hängt eine Vitrine, in der Medaillen und Abzeichen mit rot-weiß-roten Maschen auf Samt gebettet sind, als wären sie kleine Schmuckstücke. Wenn einer der 30.000 Funktionäre in Oberösterreich ausgezeichnet werden soll, klingelt Schinagls Telefon. Sein Verband ist eine Art „Staat im Staat“ – mit Wahlen, autonomen Ortsgruppen, einem Schiedsgericht und einem Finanzminister. 1000 Euro monatlich erhält der Präsident für sein Amt.

In Österreich gibt es aktuell rund 122.000 Vereine. Der größte Teil davon fällt in den Bereich Sport. Auch Kulturvereine für Musik, Gesang oder Theater und Sparvereine sind häufig. Die Zahl der Vereine hat sich seit den 1960er Jahren von 40.000 verdreifacht. Heute sind drei von vier Österreichern Mitglied in zumindest einem Verein. Nicht alle werden von einem Präsidenten geführt. Je jünger und urbaner die Vereinigung, desto eher steht ein „Obmann“ oder „Vorsitzender“ an der Spitze. Präsidenten leiten aber nicht nur Vereine, sie bestimmen auch über die Geschicke von Kammern und Interessenvertretungen, von NGOs und staatlichen Institutionen. Nationalrat, Nationalbank und Verfassungsgerichtshof; Landwirtschaftskammer; Industriellenvereinigung und ÖGB; Rotes Kreuz, Caritas oder der



Unter Präsidenten

Österreich ist eine Republik der Präsidenten. Zu Besuch bei einem Veteranenpräsidenten, einem Sportpräsidenten und einer Goldhaubenpräsidentin.

Von Martin Tschiderer und Franziska Tschinderle

ÖAMTC; sie alle werden von einem Präsidenten angeführt.

„Die österreichische Neigung zu Präsidenten könnte mit der langen Tradition des Adels hierzulande zusammenhängen“, sagt die Politologin Kathrin Stainer-Hämmerle. Ihr Kollege Anton Pelinka bezeichnet die Amtsträger gar als „Ersatzmonarchen“. In den USA etwa seien derart viele nebeneinander existierende Präsidenten aus dem politischen Spektrum nicht vorstellbar. Ein österreichisches Spezifikum ist zudem die parteipolitische Nähe vieler Präsidentenämter. „Vereine und Verbände wurden hier oft entlang politischer Lagergrenzen gegründet“, sagt Pelinka. Ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert begann

eine zunehmende Organisation gesellschaftlicher Milieus. Auf katholische, bürgerlich geprägte Vereinigungen folgten oft Gegen Gründungen der Arbeiterbewegung. Die Folge: „Während die USA oder Deutschland heute einen Autofahrerclub haben, hat Österreich zwei“, erläutert Pelinka. Als Gegenstück zum schwarzen ÖAMTC wurde der rote ARBÖ gegründet. Zu ähnlichen Gegenspielern wurden das katholisch geprägte Rote Kreuz und der aus der Arbeiterbewegung entstandene Samariterbund, der ÖVP-nahe Alpenverein und die SPÖ-nahen Naturfreunde, die schwarze Sportunion und der rote ASKÖ.

Der oberösterreichische Kameradschaftsbund gehört zu den

Vereinen der schwarzen Reichshälfte – auch wenn die Funktionäre das gerne herunterspielen. Hauptsponsor ist die Raiffeisenbank und der Großteil der Inserate in der Mitgliederzeitung wird von der ÖVP geschaltet. Landeshauptmann Josef Pühringer ist Ehrenmitglied, Ex-Innenministerin Johanna Mikl-Leitner gern gesehener Gast auf Veranstaltungen. Oft bekommt Schinagl zu hören, dass sein Verein „altfadrisch“ oder „rechts“ sei. In den Statuten wird der ÖKB zwar als „friedensstiftend“ tituliert, die alten Symbole, Medaillen, Uniformen und Fahnen sind aber geblieben.

Wäre der Kameradschaftsbund eine Partei, dann hätte sie ihren ursprünglichen Wähler verloren:

Den kleinen Soldaten, der vom Schlachtfeld heimkehrt und von Vater Staat allein gelassen wird. Um 1850 wurden die ersten Veteranenverbände gegründet. Sie galten als soziales Sammelbecken für oft schwer traumatisierte und invalide Soldaten. Die Kameraden erinnerten an ihr Schicksal, indem sie Denkmäler und Gedenktafeln errichteten. „Krieg ist die Krankheit eines Staates“, sagt Schinagl heute in seinem Büro. Die Worte passen nicht ganz zur Kulisse. Hinter ihm hängt das Notenblatt eines Marsches, daneben das Porträt eines Soldaten, der seinen verwundeten Kameraden stützt. Auf einigen Abzeichen, die er an Veteranen vergibt, ist eine Waffe abgebildet. Ein Lanzen-artiger Fahnenmast in Schinagls Büro ist so hoch, dass seine Spitze die Decke zerkratzt. Ist Schinagl ein Pazifist? Und wenn ja, warum erinnert sein Büro an das eines preußischen Kriegsherren?

Schinagl wird im oberösterreichischen Braunau geboren. Seine Kindheit verbringt er am Bergbauernhof seines Großvaters, der passionierter Jäger ist. Er erzählt ihm seine tragische Lebensgeschichte: Im Ersten Weltkrieg verliert er seine Brüder, im Zweiten drei seiner Söhne. Nach der Hotelfachschule will Schinagl die Welt sehen. Nicht die schöne, sondern die hässliche. Er geht als UNO-Blauhalm nach Syrien. Er patrouilliert in Schutzzonen, schreibt Berichte für den Sicherheitsrat in New York und trifft Menschen in Jordanien, Israel und im Libanon, die Ratten braten, um zu überleben. Nach einem Jahr dann eine völlig andere Welt in Oberösterreich: Menschen, die teure Weinflaschen kaufen und Hotels sammeln, wie andere Briefmarken. Irgendwann wird Schinagl selbst erfolgreicher Gastronom, später Vizebürgermeister für die ÖVP. Er droht sich zu überarbeiten, verkauft seine Betriebe, lässt sich scheiden, geht auf Kur in die örtliche Heilanstalt.

Heute sitzt er in seinem vollgeräumten Büro und erzählt von den zwei Lektionen, die er aus seinem Leben gelernt hat. „Ein Kriegerdenkmal“, sagt Schinagl, „ist ein Zeichen der Demokratisierung“. Es führt einer Generation, die nie mit Krieg in Kontakt kam, vor Augen, was in Zukunft verhindert werden muss. Und Lektion zwei: „Eine schwache und ängstliche Gesellschaft lässt sich leichter in einen Krieg drängen.“ Am Balkan wächst heute eine solche Jugend heran, glaubt Schinagl. Ihr fehlt die europäische



Krieg sei die Krankheit eines Staats, ist Veteranenpräsident Benno Schinagl (l.) überzeugt. Goldhaubenpräsidentin Monika Plieschnegger (r.) sieht sich als Botschafterin der Volkskultur.

Fotos: Martin Valentin Fuchs



Perspektive, eine funktionierende Demokratie und saubere Politik. Und plötzlich sagt der Präsident etwas, das dem treuen Inseratenkunden ÖVP gar nicht gefallen würde: „Mit Obergrenzen und Zäunen drängen wir die Balkanländer nur noch mehr in eine desolate Situation. Haben wir nichts aus all den Kriegen gelernt?“

Im Souterrain

In einem Kellergewölbe neben den Schnellbahngleisen reckt Rocky Balboa die Faust in die Höhe. Es sind nur ein paar Stufen hinunter ins Souterrain, da begegnet man ihm schon. Draußen regnet es in Strömen, drinnen hängt der Geruch von Schweiß und Plastik in der Luft. Sie ist so feucht, dass die Brillengläser beschlagen. Rote Ziegelsteine an der Decke, große Spiegel, Neonröhren. An den Wänden: Schlagpolster, Medizinbälle, Kettlebells. Auf den Matten darunter tänzeln die Kämpfer und schlagen zu. Sie geben ein martialisches Bild ab, mit ihren Helmen und Schienbeinschonern aus Kunststoff.

„Das Training hier im Keller ist wirklich ein bisschen wie bei Rocky Balboa“, sagt Levente Bertalan, als er am Plakat des Film-Boxers vorbeigeht, das über der Stiege hängt. Er weiß, wovon er spricht, denn er hat die Filme der Reihe unzählige Male gesehen. Auch Rocky selbst trainierte unter der Erde, wenn auch in einem etwas heruntergekommenen Viertel von Philadelphia. Und nicht hier, im beschaulichen Wiener Bezirk Landstraße. Bertalan ist zweifacher Welt- und dreifacher Europameister im Kickboxen. Staatsmeister wurde er 13 Mal. Vor zehn Jahren gründete er mit einem Kollegen seinen Verein Team Tae-Kibo. Und seit eineinhalb Jahren ist der 32-Jährige auch einer der jüngsten Präsidenten Österreichs. Als solcher leitet er den Wiener Landesverband für Kick- und Thaiboxen, dem 22 Vereine angehören. „Ein Ehrenamt“, sagt Bertalan, blonde Haare, hochgewachsen, freundliches Lächeln. Wer sich in Österreich als Funktionär für das Kickboxen engagiert, muss es lieben.

Bertalan ist Sohn ungarischer Rumänen und wurde in Siebenbürgen geboren. Als er sieben war, zog die Familie nach Oberösterreich, wo er die HTL absolvierte und eine Lehre als Maschinenschlosser machte. Mit neunzehn übersiedelte er nach Wien. Zum Kampfsport kam der Kickboxer, wie so viele in der Szene, über einen Kinohelden. Denn noch öfter als die „Rocky“-Reihe hat Bertalan die Filme von Jean-Claude Van Damme gesehen, der mit Action-Spektakeln wie „Street Fighter“ zum Star wurde. Es war „Karate Tiger 3“, einer seiner frühen Filme, den Bertalan als Halbwüchsiger gebannt vor dem Fernseher verfolgte. „Dann bin ich mitten in der Nacht aufgewacht und wusste: Ich will Kickboxer werden.“ Bald beginnt er zu trainieren, es folgen ein erster Staatsmeistertitel, Turniere in ganz Europa und den USA. Bis heute gewann der Sportler mehr als 600 Kämpfe.

Doch vom Kickboxen kann in Österreich niemand leben. Auch nicht ein 13-facher Staats- und zweimaliger Weltmeister. Im Brotberuf arbeitet Bertalan als Projektleiter für eine Firma, die rund um den Globus Opern und Theater mit Stahlkonstruktionen beliefert. „Momentan bauen wir das Opernhaus in Sydney um“, sagt er. Auch das Image des Kampfsports ist eine Baustelle des Präsidenten: Man lernt in der Halle ei-

ne Kampfdisziplin, damit man sich auf der Straße besser schlagen kann, lautet ein oft bemühtes Klischee. Viele Kampfsporttrainer setzen aber auf den umgekehrten Effekt: Wenn die Jungen sich im Sport beweisen können, holt man sie von Problemen auf der Straße weg. Kampfsport als Ventil. Auch von diesem Zugang will Bertalan das Kickboxen wegbringen. Zumindest in seinem eigenen Verein, der mit knapp 300 Mitgliedern der größte Wiens ist. „Wir haben Mitglieder im Alter von 3 bis 63, machen Kurse in Kindergärten, Schulen und an der Uni.“

Zu den Aufgaben des Präsidenten gehört es, die verschiedenen Zugänge im Verband unter einen Hut zu bringen. Und sonst? Das jährliche Fördergeld aufteilen. Den Verband nach außen vertreten. Die Bedürfnisse der Vereine ausloten. Ein guter Präsident müsse „neutral zuhören und ein

„Ein guter Präsident muss neutral zuhören und ein Ohr für die Leute haben.“

Sportpräsident Levente Bertalan

Ohr für die Leute haben“, sagt Bertalan. Vor zwei Jahren hat er sich gemeinsam mit seinen Freunden aus dem Team Tae-Kibo einen Traum erfüllt. In Japan drehten sie einen zehnmütigen Kurzfilm. Mit akrobatischen, professionell gemachten Martial-Arts-Szenen, wie in den großen US-Vorbildern. „The Dojo“ heißt das Werk, so wie die Tempel, in denen japanische Kampfsportler mit ihren Meistern trainieren. Ein Team flog für die Dreharbeiten nach Tokio, 80 Leute waren am Projekt beteiligt. Eine Fortsetzung als Langfilm ist in Planung. Was ist die Vision? „Ich habe zufällig jemanden kennengelernt, der mit Jean-Claude Van Damme einen Film dreht“, sagt Bertalan. „Der Gipfel wäre natürlich, wenn sich der Kreis schließt. Wenn ich mit dem arbeiten würde, wegen dem ich mit Kampfsport begonnen habe.“ Ein Dreh mit dem Idol seiner Jugend also. Oder mit Rocky Balboa.

Monikas Damen

Ein süßlicher Parfum- und Taftgeruch macht sich bemerkbar, als Monika Plieschnegger und ihre Damen den Festsaal des Klosters betreten. Sie heben die Beserlborde ihrer Kleider, um die Seide nicht abzunutzen und trippeln auf ihren hohen Trachtenschuhen. Über ihren Ringen tragen sie einen Spitzenhandschuh aus Baumwolle. In einer Hand baumelt ihre Handtasche, „Pompador“ genannt. In der anderen halten sie einen Strauß aus gehäkelten Blumen. Jede ihrer Garderoben kostet so viel wie ein VW Polo, mehr als 10.000 Euro.

Die Haube auf ihrem Kopf hüten die Frauen wie einen Schatz. Sie dürfen sie nur tragen, wenn sie mindestens zu dritt unterwegs sind. Und nur wer Mitglied in einem Goldhaubenverband ist, darf diese mit Fäden, Perlen und Pailletten verzierte Kopfbedeckung überhaupt aufsetzen. Es ist nicht leicht, an eine Goldhaube zu kommen. In Kärnten gibt es nur eine einzige Handwerkerin, die sie herstellt. Meist wird der Kopfschmuck vererbt.

Plieschnegger wurde in den vergangenen zwölf Jahren stets geschlossen von allen Kärntner Goldhauben zu deren Präsidentin

gewählt. 500 Mitglieder hat der Verband. Nie gab es eine Gegenkandidatin. „Aber mit Hierarchien haben wir wieso nichts am Hut“, sagt Plieschnegger, die heute im Kloster Wernberg ihre 15 Obfrauen der Bezirke zur Jahresauftaktversammlung trifft.

Aber wozu gibt es diesen Verband eigentlich? Die Goldhaube steht in Österreich bis heute für bürgerlichen Wohlstand, karitatives Engagement, Tradition und Brauchtumpflege. Sie kam erstmals 1820 in Mode. Es dauerte jedoch noch ein gutes Jahrhundert, bis sich Frauen in Gemeinden und Städten zusammensetzten, um die ersten Vereine zu gründen. Feministischen Einschlag haben die Goldhauben keinen. Sie sehen sich als „Boschafterinnen der Volkskultur“. Sie engagieren sich in ihren Gemeinden, sammeln Spenden, betreuen Gottesdienste und organisieren Christkindmärkte. Im vergangenen Jahr haben sie 70 Kilo an Keksen verkauft und 7000 Euro für ein Behindertenheim gesammelt.

Heute sind die Obfrauen „in zivil“ da, tragen Blusen, Trachtenjanker und Kostüme. Manche haben sich Ehrenabzeichen angesteckt. Der Verein soll nicht nur Arbeit, sondern auch Freizeitbeschäftigung sein. Gemeinsam besichtigt man kulturträchtige Orte Kärntens. Heute ist das Kloster Wernberg nahe Villach dran.

„Der Altersdurchschnitt in unserem Kloster liegt bereits bei 75“, klagt eine Klosterschwester, die mit einer Glocke durch die alten Säle und Türme des Klosters führt. Die Goldhaubenfrauen seufzen geschlossen und folgen ihr. Vielleicht können sie die Nonne so gut verstehen, weil auch ihre



Der mehrfache Kickbox-Welt- und Europameister Levente Bertalan ist der Präsident des Wiener Landesverbands für Kick- und Thaiboxen.

Mitglieder meist im Pensionsalter sind. Ihre Funktionen üben die Obfrauen wie die Präsidentin ehrenamtlich aus. Förderungen bekommen die Goldhauben nicht. „Wir möchten keine Bittsteller sein“, sagt Plieschnegger. Dass sie früher Stadträtin für die FPÖ war, bringe dem Verein keinerlei Bonus, sagt sie. Der Verein finanziert sich aus privaten Spenden und Charity-Veranstaltungen. Zusätzlich zahlt jede Goldhaube je nach Ortsverband zwischen 60 und 130 Euro Mitgliedsbeitrag pro Jahr.

Plieschnegger hat zwei Hauben zu Hause. Das ist aber nicht der Grund, warum sie Präsidentin wurde. Die Damen beschreiben

sie als „Frau mit Herz an vorderster Front“. Während der Versammlung merkt man, warum. Als das Klirren der Kuchengabeln verstummt, verteilt die Präsidentin Blumensträuße in den Kärntner Farben. Roswitha, die Schriftführerin und Gertraud, die Kassiererin, haben Geburtstag. Dann gibt es ein Geschenk für alle Obfrauen: Ein Zirbenkissen. „Da haben wir die Heimat immer bei uns, wenn wir in die Ferne fahren“, sagt Plieschnegger. ■



Scroll Story zum Land der Präsidenten im Internet unter: www.wienerzeitung.at/vereine

HR
INSIDE
SUMMIT
2016

12.-13.
Oktober

Hofburg Wien

BE PART OF IT

GET YOUR
TICKET

2 Tage | € 89,-

hrsummit.at

Jetzt die besten HR-Projekte Österreichs einreichen
und den HR AWARD 2016 gewinnen.